



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Warstat, W.: Deutsche Kriegsdichtung heut und vor hundert Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutsche Kriegsdichtung heut und vor hundert Jahren

Von Dr. W. Warstat

„Was zum Siege uns erkoren,
War der Freiheitskriege Geist,
Der aus tieffter Not geboren,
Fester uns zusammenschweißt.“



ieses Geständnis finden wir in einer der Kriegsdichtungen von heute. Es ist das Gedicht „Deutsche Kunde“ von Richard May in der Sammlung „Deutschlands Kriegsgefänge“ von C. Peter. (Oldenburg i. Gr., Verlag Gerhard Stalling.) Und blättert man die außerordentlich große Zahl von Gedichtsammlungen und selbständigen Gedichtbüchern einzelner Dichter durch, die mit der Zahl 1914 an der Stirn unter dem Zeichen des Weltkrieges erschienen sind, so findet man überraschend oft das Bestreben, innerlich und auch äußerlich an die Zeit vor hundert Jahren, an den Geist der Befreiungskriege und an den Ausdruck dieses Geistes, die sogenannte „Freiheitsdichtung“, anzuknüpfen.

Von den Bemühungen, in Außerlichkeiten sich an jene Zeit und ihre Dichtung anzulehnen, sei nur erwähnt, daß in Erinnerung an Rückerts „Geharnischte Sonette“ die Sonettform wieder zu Ehren gekommen ist. Ja, einzelne Dichter gehen so weit, jenen berühmten Titel für ihren Bedarf abzuwandeln und seine allgemeine Bekanntheit wenigstens im Abglanz für sich auszunützen. Richard Schaukal, der österreichische Dichter, schmiedet „Eherner Sonette“ (Georg Müller in München) und zwingt dadurch den Leser zu einem Vergleiche zwischen diesem sogenannten „Erz“ von heute und der „geharnischten Poesie“ Rückerts, nicht zu seinem eigenen Vorteil. Denn was dem Schwaben 1813/14 gelungen ist, das ist dem Österreicher 1914 nicht geglückt. Jener griff mit geharnischter Hand in die Herzen seiner Zeitgenossen und rüttelte sie auf durch die monumentale Wucht seines Wortes: „Was schmiedst du, Schmied?“ „Wir schmieden Ketten, Ketten!“ „Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.“ Es ist ihm gelungen, die gewaltigen Ereignisse von 1812 und 1813 in Bilder und Symbole zu fassen, die ihrer wert sind. Schaukal dagegen begnügt sich vielfach damit, impressionistisch und durchaus geschickt gesehene Einzeldrucke uns in Verse und Reime zu kleiden. Aber das erscheint uns heute als Spielerei für Friedenszeiten. Er macht kleine Glossen zum großen Geschehen.

Man vergleiche zum Beispiel die Sonette „Nation“, „An meine Bücher“, „Schönbrunn“, „Die Fremde“ u. a. Er schließt ein Einleitungssonett „An Friedrich Rückert“:

„Noch sind wir Eurer würdig, tapfre Ahnen,
Wir grüßen Euch, Ihr alten Freiheitshelden,
Und wandeln treu auf Euren alten Bahnen.“

Mit mehr Glück tritt Hermann Kienzl, der in seinem Gedichtbände „Auf bebender Erde“ (Schlesische Verlagsanstalt von G. Schottländer, Breslau, 1914) eine Anzahl von Sonetten unter den Gesamttitel „Sonette im Harnisch“ stellt, in die Fußtapfen seines dichterischen Ahnen. Mit Kraft und Geschick in der Auswahl seiner dichterischen Bilder, nicht immer mit Geschmack im Ausdruck, hält er so mancher Schwäche des deutschen Volkscharakters den Spiegel vor und zeigt sie uns, beleuchtet vom Lichte des Weltbrandes, um uns zu ermahnen:

„Auf, Deutsche! Tragt an Deutschlands jungem Morgen
Die letzten Scheite eurer Not zusammen!
Laßt alle Götzen, die die Herzen trennen,
Im reinigenden Feuer prasselnd brennen!
Ein Phönix schwebt zum Hochwald der Ardennen.“

In die Bahnen Rückerts lenkt bewußt, auch in der Bevorzugung der Sonettform, Heinrich Molenaar mit seinen „Kriegsgedichten“. (Leipzig, 1914. Friedrich Janja.)

Aber auch abgesehen von diesem etwas aufs Äußerliche gerichtete Bestreben einzelner Dichter haben wir durchaus die Berechtigung, die Kriegsdichtung von heute in Beziehung zu setzen zu der vor hundert Jahren, sie sich von jenem historischen Hintergrunde gewissermaßen abheben zu lassen. In der Tat ist ja die Volksstimmung von heute viel mehr mit der von 1813 und 1814 verwandt als etwa mit der von 1870. Nicht nur, daß eine ähnlich große Not, eine ähnlich gewaltige Aufgabe den tiefsten Ernst und die mächtigste Willensanspannung, das Bewußtsein im Volke hervorgerufen hat, es handele sich jetzt für uns, genau so wie 1813, um Sieg oder Untergang, Sein oder Nichtsein! Vor allem ist unser Volk sich heute in ähnlicher Weise bewußt, unter der erzieherischen Wirkung des Krieges zu stehen, dem Kriege eine sittliche Läuterung und Erhöhung zu verdanken, wie es auch 1813 und 1814 der Fall war. Wenn Rückert sang:

„Gepriesen sei der Herr in seinem Zorne,
Der ausgesendet hat ein fressend Feuer
All' über mich, der ich ein ungetreuer
Saatacker, wucherte mit taubem Korne.

Jetzt will ich wieder tüchtig sein und wader,
Ein gutes Feld, und tragen gute Saaten,
Denn du, o Herr, sollst selber mich besamen“

so singt heute Richard Dehmel:

„Sei gesegnet, ernste Stunde,
Die uns endlich stählern eint;
Frieden war in aller Munde,
Argwohn lähmte Freund wie Feind —
Jetzt kommt der Krieg,
Der ehrliche Krieg!

Dumpfe Bier mit stumpfer Kralle
 Feilschte um Genuß und Pracht;
 Jetzt auf einmal fühlen alle,
 Was uns einzig selig macht —
 Jetzt kommt die Not,
 Die heilige Not!^{*)}

Das letzte Ziel, nach dem jene erzieherische Wirkung hinstrebt, das Ideal, unter dem jene sittliche Erhöhung sich vollzieht, ist ein und dasselbe damals wie heute: es ist die Einigung und Verschmelzung aller persönlich-individualistischen Interessen in der Unterordnung unter das Interesse des Ganzen, nämlich des Vaterlandes, es besteht in der unbeschränkten Hingabe des einzelnen für das Vaterland. Unter der Einwirkung des Krieges entsteht eine eigentümliche Verschmelzung persönlich-sittlicher und nationaler Gefühle. Wir nennen diese Erweiterung des persönlich-individuellen Gefühlskreises zum nationalen Gemeinschaftsgefühl kurzweg Vaterlandsgefühl oder „Nationalbewußtsein“.

Dieses Nationalbewußtsein, welches zugleich ein Gefühl der nationalen Gemeinschaft und Einheit ist, spricht sich in der Kriegsdichtung von 1813/14 und der von 1914 in gleicher Weise aus. Aber 1813/14 war dieses Gefühl eine eben erblühte Knospe, die ihr Erblühen nicht allein der Gewalt verdankte, mit der das napoleonische Unglück den Acker in den Herzen der Deutschen für sie bereitet hatte, sondern auch der Mühe und Wartung, welche die nationalen Erzieher, die Männer wie Stein, Arndt, Fichte, Schleiermacher ihr hatten angedeihen lassen. Daher ist der Freiheitsdichtung vor allem der national-erzieherische Ton eigentümlich. Er findet sich in Rückerts Sonetten, vornehmlich aber in Arndts Gedichten. Der grimmige Franzosenhasser läßt es an Tadel und Ermahnungen nicht fehlen, um seine Deutschen ihrer „hohen Ahnen“, der alten Germanen, wert und zu einem seines Wertes und seiner Pflicht bewußten Volke zu machen.

Dieser erzieherische Ton tritt in der Kriegsdichtung von heute nicht so stark hervor, braucht nicht so stark hervorzutreten; denn das, was damals Knospe oder junge Blüte war, das fällt uns heute als köstliche Frucht in den Schoß, für uns selbst eine Überraschung, die das Glücksgefühl über den köstlichen Besitz noch erhöht. Dieses Glücksgefühl über die nationale Einheit, über das Verschwinden der Gegensätze von Rang und Stand, Partei und Weltanschauung gegenüber der ringsum gewaltig und tödlich drohenden Gefahr, die Wollust, mit der der einzelne im Ganzen versinkt, findet auch in der Kriegsdichtung immer wieder Ausdruck. Am häufigsten schlägt diesen Ton Albert Sergel an:

„Vereint in Liedern und Gebet
 ein ganzes Volk zum Himmel fleht.
 Des Feindes List an dir vergeht,
 mein Vaterland!

In aller Augen strahlt ein Licht,
 Das kündet Trug und Zbersicht.
 Mit solchem Volk erliegt du nicht,
 mein Vaterland!

*) „Der heilige Krieg“, Gedichte aus dem Beginn des Kampfes. Tatbücher für die Feldpost. Heft 1. Jena, Diederichs. Preis 60 Pf. Dieses reiche Heftchen spiegelt ebenso wie das Heft „Der Kampf“ [Tatbücher, Heft 4] derselben Sammlung den Gedanken- und Gefühlsgehalt der Kriegsdichtung von heute vielleicht am übersichtlichsten wieder. Man vergleiche auch unten Albert Sergels schönes Gedicht „Eiserne Saat“ in dem gleichnamigen Gedichtbuche dieses ehelichen Dichters. Verlag E. J. E. Volkmann Nachf., Berlin-Charlottenburg. 1915.)

Viel Hände recken sich empor,
 kein Herz, das dir nicht Treue schwor.
 Nun brich zum Krieg, zum Sieg hervor
 fürs Vaterland,
 mein Volk!"

Selten hat ein Kaiserwort in so glücklicher Weise die Volksstimmung wiedergegeben wie jenes: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!“ Aus der Dichtung hallt dieses Wort in hundertfachen Abwandlungen wieder. Will Vesper singt in dem Gedicht „Die drei Kumpane“ in der Sammlung „Vom großen Krieg 1914“ (München 1915. E. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck)

. . . . „Da war kein Lärm, da war kein Geschrei,
 stand Bruder an Bruder gereiht.
 Nicht Nord, nicht Süd und keine Partei.
 Alleinig dem Tode geweiht.
 Du heilige Burg, du heiliges Reich,
 Das die Väter gemauert mit Blut,
 Vor dir ist Kaiser und Bettler gleich,
 Dir gehört all Leben und Gut.“

Immer wieder befruchtet im Zusammenhange damit dann der gewaltige Eindruck die Phantasie der Dichter, wie das deutsche Volk mitten in der Arbeit bei der Mobilmachung aufhört, wie ihm einen Augenblick der Atem stockt und wie dann Mann für Mann von der Arbeit, von der Ernte zu den Waffen eilt. Gerhard Hauptmann beginnt eines seiner Kriegslieder, das in viele Sammlungen übergegangen ist, mit den Versen:

„O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
 Wie erbleichstest du mit einemmal?
 Banger Atem ging durch Feld und Tal,
 Bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand.“

Eine anschauliche dichterische Gestaltung erfährt die Mobilmachung auch in Gustav Schülers Gedicht: „Mobil.“ (In Waffen und Wahrheit. Leipzig. Verlag Arwed Strauch. 1914.)

„Und alle sprangen zornfunkelnd vor
 Aus Werkstatt und Haus und Tür und Tor.
 Aus den rußigen, rauchenden Hammerwerken
 Mit wilden, brechenden Armesstärken.

— — — — —
 Es haben die hinter den Schreiberstischen
 Nicht Zeit, die Federn auszuwischen.
 Fort! fort!! Die Läden werden leer,
 Und keiner spricht und redet mehr. —
 Alldeutschland sprang aus Tür und Tor
 Zornfunkelnd vor!“

Ein besonderes Blatt wird hierbei stets den Kriegsfreiwilligen gewidmet. Dem Körnerschen:

„Pui über dich Buben hinter dem Ofen,
 Unter den Schranzen und unter den Zosen!
 Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!“

steht aber heute die Schilderung gegenüber, wie ein ungestümer Drang, eine selbstvergeffene Begeisterung unsere Jugend zu den Waffen treibt. Man vergleiche Albert Sergels „Gebet der Kriegsfreiwilligen“ in der oben erwähnten Sammlung, ferner Kurt Münzer „Der Junge“ in „Taten und Kränze“, Lieder zum Kriege 1914 (Arel Sander Verlag Berlin-Charlottenburg, Orplid-Bücher Bd. 13) u. v. a. m. Kleine Anekdoten und Aussprüche bieten den Dichtern willkommenen Stoff. Der Kriegsfreiwillige bringt sein Pferd gleich mit, er beruft sich, wegen zu schmaler Brust zurückgewiesen, darauf, seine Brust sei für eine Kugel und fürs Eisene Kreuz breit genug. Hierher gehört Herbert Eulenburgs Gedicht „Begebenheit“ in der Sammlung „Der Heilige Krieg“, Seite 53 f.

Den Schmerz des Abschiedes überwindet der heilige Zorn gegen die Feinde, die das Vaterland umstellt haben wie die Meute das edle Jagdtier. Dieser Zorn, der 1813 sich natürlich gegen den nationalen Unterdrücker Napoleon richtete, wendet sich heute wunderbarerweise viel weniger gegen Frankreich, als vielmehr gegen das barbarische Rußland, das hinterlistige Japan und vor allem das verräterische, lügenhafte und rechtbrecherische England. Die Zahl der Streit- und Kampflieder gegen unsere Feinde ist groß, die Zahl der Haßlieder gegen England aber ist unendlich in unserer Kriegsdichtung. Der klassische Vertreter all dieser Zorn- und Kampflieder gegen England ist der so schnell überall volkstümlich gewordene „Haßgesang gegen England“ von Ernst Riffauer („Worte in die Zeit.“ Otto Späth Verlag, Göttingen und Berlin W 8) mit dem Leitmotiv:

„Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England.“

Was heute diesen Zorn, diesen Haß gegen unsere Feinde und gegen England im besonderen so schwer und so tief macht, das ist wohl der sittliche Gehalt darin. Immer wieder bringt es unsere Kriegsdichtung zum Ausdruck, wie schwer sich unser Volk in seinem Rechtsempfinden und in seinem sittlichen Empfinden durch den Friedensbruch seiner Feinde verletzt fühlt. Daß man die Nibelungen-treue, die der deutsche Hagen seinem österreichischen Bruder Volker — ein Vergleich, den neben Schankal noch mehrere andere Dichter gebrauchen — gehalten hat, zum Kriegsvorwande genommen hat, daß man die verbündeten Völker zwang, mitten aus der typischen Arbeit des Friedens, der Ernte, heraus sich der blutigen Ernte des Krieges zuzuwenden (besonders viele solcher Erntelieder sind zum Beispiel in der schon erwähnten Sammlung „Der Heilige Krieg“ [Lattbücher Heft 1] enthalten, Seite 30 ff.), das macht die Erbitterung so tief. Damit im Zusammenhang entwickelt sich dann aber das Bewußtsein, für das gute Recht, für die sittliche Sache zu kämpfen, und das feste Vertrauen auf die Hilfe Gottes. Deutschland, das „Herz der Welt“, kann nicht untergehen, es muß seine Sendung erfüllen: am deutschen Wesen soll die arge und kranke Welt genesen:

„Genesen soll die kranke Welt,
Wird jetzt ihr' Sach' auf Recht gestellt —
Kommt deutsche Zeit!“

(Karl Rosner, „Kommt deutsche Zeit“ bei E. Peter „Deutschlands Kriegsgefänge“ Seite 53 ff.)

Das Bewußtsein und die Zuversicht göttlicher Hilfe in diesem Kampfe um das Recht, für das deutsche Wesen bildet in der Kriegsdichtung von heute einen ebenso starken, wenn nicht noch stärkeren Klang als in der vor hundert Jahren.

Auf dem Bewußtsein des guten Rechts und der Gotteszuversicht baut sich dann die freudige Entschlossenheit zum Kampfe und die feste Siegeszuversicht auf. Für die deutschen Dichter ist ein Zweifel am glücklichen Ausgang des Kampfes, an der Kraft des Vaterlandes nicht möglich.

„Deutschland kämpft um sein Leben.
Es wird nicht untergehn.“

sagt Alfred Kerr.

Es scheint so, als ob diese zweiselfreie, unbekümmerte, fast selbstverständliche Gewißheit und Zuversicht auf die Stärke und den Erfolg des Vaterlandes in Österreich nicht in demselben Maße vorhanden ist oder bei Ausbruch des Krieges war wie bei uns. Die Österreicher haben anscheinend eine derartige Wiedergeburt, eine derartige Einigung ihres vielzerklüfteten Vaterlandes, wie sie unter dem Drucke der Not tatsächlich stattgefunden hat, selbst nicht erhofft. Richard Schaukal ruft in den „Ehernen Sonetten“ den „Nörglern“ zu:

„Wenn wir uns freu'n verheißungsvoller Taten,
von lästigem Zweifel gar zu gern befreit,
fälschen sie Schatten von Verlegenheit
sogleich zu Mißwachs hoffnungsreifer Saaten.“

Und Hermann Kiendl schildert in der Sammlung „Auf bebender Erde“ jene Einigung und Wiedergeburt unter dem Druck der Not:

„O, du mein Österreich! Nach stottern Weisen
Im Walzertakt, wie rittest du so heiter,

In alten Schlendrians gewohnten Kreisen!

Längst im histor'schen Alter eines Greisen,
Triebst du die Spiele deiner Jugend weiter;
Zum Ernste fehlte dir der ernste Leiter.
Doch Eisen bricht die Not, wie Not bricht Eisen!

Jetzt kam der Führer“

Erst allmählich bricht die Freude, das Glück über diese Wiedergeburt durch. Da jubelt Schaukal, der in diesen österreichischen Liedern (Kriegslieder aus Österreich 1914. Erstes Heft. München 1914 bei Georg Müller) sein Bestes geleistet hat:

„Hast du dich endlich deiner Kraft besonnen,
mein altes, oft gescholtenes Österreich?

In deinen Adern strömen frische Bronnen,
verjüngt bist du dir selber wieder gleich.

Das ist das Österreich der großen Zeiten,
nach dem wir uns in Träumen oft gesehnt“

Und dieses Einheitsgefühl schafft dann auch in Österreich Kraftgefühl und Siegeszuversicht, den Willen zum Kampfe bis aufs äußerste, es greift sogar hinüber bis zu dem deutschen Blutsbruder im Reich. Die beiden Adler, die vereint den

Ansturm der Feinde abwehren und die Grenzen schützen, sind ein beliebtes Symbol für dieses Einigkeitsgefühl zwischen Deutschland und Österreich, ebenso wie das schon erwähnte Bild vom Bruderkampf Volkers und Hagens gegen die Hunnen.

Die eigentliche Kampfslyrik findet 1813 ihren besten und bekanntesten Vertreter in Theodor Körner. Seine aus der Glut des Gefühls heraus entstandenen Kampfes hymnen leben noch heute und tauchen daher in einer ganzen Anzahl heutiger Vieder sammlungen wieder auf, zum Beispiel in der Sammlung „Soldatenlieder“, neu gedruckt im Kriegsjahr 1914 (Arel Sander Verlag, Berlin-Charlottenburg, Orplidbücher, Band 11). Die Töne, die aus ihnen klingen, die Kampfesfreude und die Freiheitsbegeisterung, vor allem die Todesahnung, wirken noch heute echt und stark. Aber im Vergleich zu ihnen erscheint uns die Kampfslyrik von heute viel reicher, reicher an Gestalten und reicher differenziert im Gefühlsgehalt. Es ist hier unmöglich, die große Anzahl älterer und jüngerer, bekannter und bisher unbekannter Dichter aufzuzählen, die zu den Fahnen geeilt sind und so Gelegenheit haben, unmittelbar unter dem Eindruck des Geschehens dichterisch zu gestalten. Wir gedenken hier nur still einiger von denen, die gleich Körner dem Vaterlande mit dem Leben zahlten: des Heide dichters Hermann Vöns, der zu unserer heutigen Kriegsdichtung einige der zartesten Lieder von Soldatenlust und Soldatenlied im Volkston beige steuert hat, des Österreichers Zuckermann, dessen „Österreichisches Reiterlied“ mit Volksliedkraft überallhin gedrun gen ist*), und endlich des jungen Ostpreußen Walter Heymann.

Noch aber klingt uns die Leyer Richard Dehmels, Rudolf Herzogs, Fritz von Unruhs, des jungen begabten Holsteiners G. Friedrich Blund und vieler anderer. Ein Lied wie G. von Unruhs „An der Marne“ zwingt unwillkürlich zum Vergleich mit Körner, es liegt Körnerscher Rhythmus darin:

„Die Sonne steigt glühend aus Nebeln auf,
Kanonen donnern und krachen;
Wir springen auf unsere Säule hinauf,
Mit dem Schwerte, dem Schwerte zu wachen.
Das liebliche Tal voller Morgenglanz
Empfängt unsere sehnen den Herzen:
Wir wollen den grünenden Siegerkranz
Bei rauchenden Schlachtenkerzen.

Und stellt sich der Tod von Feld zu Feld
Dem Stürmen und Drängen entgegen,
Und fällt von Scholle zu Scholle ein Held:
Wir schlürfen des Himmels Segen . . .“

(„Der Heilige Krieg“, Gedichte a. d. Beginn des Kampfes. Jena, Diederichs, Seite 59f.)

Bemerkenswert als ein unterscheidender Zug gegenüber der idealistischen Gedankenlyrik Körners ist jedoch das innige Naturgefühl, das in dem angeführten

*) Vertonungen für eine Reihe solcher volkstümlicher Lieder oder Lieder im Volkston (die erwähnten sind darunter) gibt unter anderen Eugen Diederichs Verlag in Jena heraus: „Kriegslieder fürs deutsche Volk mit Noten“ und „Kriegsflugblätter für eine Singstimme mit Klavierbegleitung“.

Liede schon anklingt, das bei anderen Dichtern sogar eine beherrschende Stellung einnimmt, zum Beispiel bei G. F. Blund und Walter Flex. Jener beginnt sein Lied „Patrouille“:

„Nebel füllt die Fennen.
Wie Inseln an einem grauen Meer
Nagen die Höhen, bucklig und schwer;
Die Kiefern tropfen, feucht ist das Feld,
Ein ferner Schuß, den der Lannicht hält, —
Wo blieb der Feind?“

(Dieses und ähnliche Beispiele in großer Zahl stehen in der Sammlung „Der Kampf“ bei Diederichs in Jena.)

Was den größten Teil dieser Kampfeslyrik aber von der Th. Körners und ihrem Schillerischen Pathos unterscheidet, das ist der überall zutage tretende Drang nach dem Volksmäßigen, dem Volkstümlichen und insolgedessen dem Niedhaften und Sangbaren. Der Stil des Volksliedes und des Soldatenliedes herrscht vor in dieser Lyrik, wenn sie auch von Künstler-Dichtern herrührt. Den Ton des Soldatenliedes trifft zum Beispiel sehr glücklich Klabund in seinen „Soldatenliedern“ (Selber Verlag, Dachau bei München). Ja, man kann noch mehr sagen: die dichterische Tätigkeit, das Dichten selbst, ist wieder volkstümlich geworden. Es scheint in der Tat so, als wenn wir auch während dieses Krieges ein kraftvolles Aufflackern der Volksdichtung erleben sollten.

Und auch der Inhalt dieser neuen Volksdichtung ist typisch; die Lieder sind flott rhythmische Kampf- und Marschlieder oder Reiterlieder. Man vergleiche das Reiterlied „Mit stolz gebauschten Fahnen“ eines unbekanntem Verfassers in der Sammlung „Der Kampf“, Seite 74. Vielfach geht durch sie jener schwermütige Ton, der das Volkslied so bang und süß macht: der Abschied, der Tod, die Heimat und ihre Lieben, der treue Kamerad und sein Sterben, das sind die Gegenstände, die dieser Kriegeslyrik auch heute wieder ihren Gehalt geben. Beispiele für solche Volkslieder sind in den erwähnten Sammlungen, namentlich in denen des Diederichs'schen Verlages, mehrfach vorhanden. Die Vorliebe für den Tod und die Trauer des Krieges beherrscht auch sehr merklich Kurt Münzers Liederbüchlein: „Taten und Kränze“. (Agel Zunder Verlag, Berlin-Charlottenburg, Orplid-Bücher, Band 13. In der gleichen etwas gesucht wirkenden Ausstattung der Orplid-Bücher sind zwei Kriegeslieder Sammlungen erschienen: „Neue Kriegeslieder“ und „Kaserne und Schützengraben“. Die Sammlung „Soldatenlieder“ wurde schon erwähnt.)

Daneben aber fehlt auch nicht der Humor, der sich an dieses oder jenes kleine Erlebnis anschließt oder die eigene Lage verspottet. Viel durch die Zeitungen und — durch die Feldpostbriefe ist das famose Lehmlied gegangen:

„Voll Lehm sind unsere Beine,
Voll Lehm auch das Gesicht,
Voll Lehm auch alles andre,
Was man man zu sehen kriegt.
Voll Lehm der Schützengraben,
Voll Lehm das Nachtquartier,
Voll Lehm die ganze Gegend,
Und alles ringsum hier.

So geht es Woch' um Wochen,
Nur Lehm und Lehm und Lehm,
Es geht bis auf die Knochen
Der ewige Lehm, Lehm, Lehm.
Da plötzlich eine Wandlung,
Es geht in einem Hupp,
Jetzt regnets grad zwei Tage:
Statt Lehm ist's Erbsensupp.“

Für Sammler sei noch das Liebesgabenlied mit dem Stoßseufzer: „So viel Liebe — und kein Mädel!“ und das Rheumatismuslied mit dem Schluß erwähnt: „Uns zieht der Rheumatismus fürs Vaterland durchs Kreuz!“

Neben diese Kriegsliryk tritt nun die Kriegsepik, zu der einerseits die kunstgemäße oder volksgemäße Ballade, andererseits das formlose historische Volkslied gehört. An beiden Gattungen ist unsere Kriegsdichtung überraschend reich. Es gibt heute kaum einen Sieg, kaum eine Tat unseres Heeres oder der Flotte, kaum einen kleinen oder großen Helden, der nicht mehrfach besungen worden wäre. Am meisten Lieder vereinigen sich wohl auf die Eroberung Büttings und die Taten des „U 9“ und der „Emden“ und auf die Männer, an deren Namen diese Taten geknüpft sind. Von den großen Führern wird der Kaiser und dann natürlich Hindenburg gefeiert. Die Gestalt des Kaisers hat unter dem Einfluß des Krieges in der bildenden Kunst und in der Dichtung in gleicher Weise eine Verklärung erfahren. Weshalb? Darauf antwortet uns Max Bower in seinem knappen, aber tiefen Gedicht „Dem Kaiser!“

„Wenn einer wert ist,
Daß des Ruhmes Krone,
Des Krieges Lorbeer
Sinket auf sein Haupt,
Bist du es, Kaiser,
Der von allen Herrschern
Am längsten an den Frieden hat geglaubt.“

Hindenburg aber ist nicht bloß im Kampf, sondern auch in der Dichtung der Blücher von 1914 geworden. In Hymnen und im Dialekt, in lyrischen und epischen Ergüssen, in Balladen und komischen Gedichten wird er und seine Taten gefeiert. Als Probe eines Volksliedes mögen hier zwei Strophen aus einem Liede stehen, das Landwehrmänner nach der Weise des Lannenbaumliedes am 22. Dezember auf dem Bahnhof in Sosnowice gesungen haben:

„O Hindenburg! o Hindenburg! wie schön sind deine Siege!
Du machst nicht nur im Preußenland, nein auch in Polen dich bekannt.
O Hindenburg! o Hindenburg! wie schön sind deine Siege! . . .
Bei Ortelsburg, bei Jnsterburg, bei Soldau und bei Wlozlaw
Hast du die Russen angelockt und ihnen dich dann eingebrockt.
Bei Ortelsburg, bei Jnsterburg, bei Soldau und bei Wlozlaw! . . .“

Zum Schlusse dürfen in der Kriegsdichtung von heute auch nicht solche Stimmen übergangen werden, die einen anderen Unterton tragen als die bisher geschilderte Dichtung der Kämpfenden, seien es nun geistige Kämpfer oder solche, die mit der Waffe vorn Feind stehen. Auch der Gefühle derer muß hier gedacht werden, die das Schicksal nicht zum fröhlich-begeisterten Kampf, sondern zum geduldigen Warten auf das Leid, auf den Jammer des Krieges bestimmt hat, und die ihr Heldentum daheim, im stillen sich erringen müssen durch die Art, wie sie ihren Schmerz auf sich nehmen und sich mit ihm abfinden. Auch ihre Gefühle finden in der heutigen Kriegsdichtung gelegentlich Dolmetscher. Kurt Münzer findet zum Beispiel für sie gelegentlich passenden Ausdruck („Taten und Kränze“), vor allem aber versucht Hermann Claudius (Hörst du nicht den Eisenschritt? Zeitgedichte. Afr. Janssen Verlag, Hamburg, 1914) sich mit dem Welt-

krieg nicht bloß vom nationalen, sondern auch vom allgemein-menschlichen Standpunkt auseinanderzusetzen. Er findet dabei für die Hilflosigkeit des einzelnen gegenüber dem Weltgeschehen, für das Entsetzen vor dem Grausigen des Krieges, für die rein menschliche Tragik des Sterbens und des Todes ebenso echte Töne wie für die ehrliche Vaterlandsliebe und den opferbereiten Kampfesmut.

Er und sein Verleger verzichten auch mutig und selbstbewußt auf eine Art von — nun sagen wir — Entschuldigung, die heute fast zu häufig in Gedichtbüchern zu finden ist. Dichter und Verleger versprechen einen Teil des Reinertrags dem Roten Kreuz. Da ist natürlich die Absicht nur zu loben. Es hat aber fast den Anschein, als wollten die Dichter ihren Werken in dieser eisernen Zeit dadurch etwas mehr Daseinsberechtigung verschaffen. Auch vor hundert Jahren haben zum Beispiel Uhland ähnliche Gedanken gequält. Wir möchten aber all unseren Dichtern heute das frohe Selbstvertrauen und das Bewußtsein eigenen Wertes wünschen, wie es Will Vesper sich bewahrt hat. Denen, die da „mit blutigem Schwert Weltgeschichte schreiben“, gesellt er sich ebenbürtig bei und ruft ihnen zu:

„Durch den Aker der morschen Zeit
reißt ihr breit
Den eisernen Pflug und wendet das Land.
Aber hinter euch geht
mit segnender Hand
der Sanger und sat
heilige Saat,
daß noch in fernsten zukünftigen Tagen
eure Tat
euren Enkeln soll Ernten tragen.“

